

päischen Bevölkerung im alten Maß, trotz der Schwächung ihrer Wirtschaftsposition im Kampf mit den Überseeländern und trotz der Verringerung der europäischen Agrarproduktion, ohne Senkung ihrer Lebenshaltung ertragen werden kann — bleibt eine Frage, die nur durch das Experiment entschieden werden kann. Es spricht einiges dafür, mehr dagegen. Denn alle Rationalisierung der Wirtschaft, die durch solche Neuerungen bewirkt werden soll, führt zur Bevorzugung stationärer Formen, beharrungsstrebiger Apparate, starrer Fügungen. Sie entspricht einer stabilen, nicht einer dynamischen Volkswirtschaft.

Angesichts dieser Lage der Dinge kommt der Ökonomist zu dem Schluß, daß dem Wachstum der Bevölkerung Europas Einhalt geboten werden muß, sei es durch Auswanderung, sei es durch andere Mittel, wenn nicht der schon jetzt übervölkerte Kontinent endgültig in einen Ameisenhaufen von Fellachen verwandelt werden soll. Hiergegen lehnen sich viele Gefühle auf, die sich für urmenschlich halten, obwohl sie durchaus nicht in allen Epochen der Menschengeschichte, und sicherlich nicht in ihren größten, die herrschenden waren. Es ist wahr, daß eine Zivilisation wie die des neunzehnten Jahrhunderts einer progressiv wachsenden Bevölkerung bedarf, ein Zeitalter, das von der Vervielfältigung der Bedürfnisse und der Beschleunigung des Kapitalumsatzes lebt und das „den Verbrauch an Fleisch und die Anzahl der über den Telephondraht ausgetauschten Gespräche als Maß der Zivilisation angenommen hat“. Die schöpferischen Epochen der Antike, des Mittelalters und des Barockzeitalters waren anders. Sie sahen nicht auf Quantität, sondern auf Qualität, nicht auf zügellose Vermehrung, sondern auf strenges Maß. Wir lassen Ferrero sprechen, den bekannten Verfasser von „Größe und Verfall Roms“ (in dem Aufsatz des zitierten Heftes des „Manchester Guardian“): „Die Zivilisationen vor der französischen Revolution waren qualitativ. Sie hatten nur kleine Heere und versuchten für die geringeren Streitkräfte dadurch zu entschädigen, daß jeder Soldat, vom Gemeinen bis zum Führer, seinen Beruf bis zur Vollkommenheit kannte. Sie ließen den Dienst von einer kleinen Zahl von Staatsbeamten ausüben, hielten die öffentlichen Ausgaben in bescheidenen Grenzen, erweiterten nicht den Rahmen der herrschenden Klassen, um von unten herauf in jeder Generation eine größere Zahl ehrgeiziger, aufstieglüsterner Menschen aufzunehmen. Sie lebten einfach und arbeiteten nicht zuviel, erzeugten und verbrauchten wenig, aber bei dem Wenigen ver-

suchten sie, daß mindestens ein Teil davon von ausgezeichneter Qualität sei. . . . Die Vermehrung der menschlichen Gattung ist nicht ein Lebensgesetz, sondern ein vorübergehendes menschliches Phänomen; sie ist nicht die Vorbedingung des absoluten Fortschritts, sondern eines Fortschritts, wie ihn unsere Zeit versteht. . . . An dem Tage, wo die Fruchtbarkeit Europas sich erschöpfen würde und die Bevölkerung, statt zu wachsen, zu schwinden begänne, wäre Europa gezwungen, zu den Formen der qualitativen Zivilisation zurückzukehren, wie sie vor der französischen Revolution ihre Blütezeit erlebten. Auf diese Weise würde Europa nicht in die Barbarei zurückfallen, wie viele fürchten, selbst wenn es verarmen sollte, sondern es würde auf einem anderen Webstuhl von neuem Penelopes ewiges Gewebe der menschlichen Zivilisation beginnen. Unsere Väter haben bewiesen, daß man große Dinge schaffen kann, ohne sich dabei wie Kaninchen zu vermehren. Wir müssen von neuem lernen, diese großen Dinge mit wenigen Menschen zu vollbringen.“

Gegen dieses Geschichtsbild lehnen sich nicht nur weitverbreitete Gefühle, sondern auch mächtige Interessen auf; es erscheint allen denen unannehmbar, die die eigentlichen Pioniere des quantitativen Zeitalters gewesen sind: die Kaufleute in Handel und Gewerbe und die Literaten, die ihre Interessen vertreten. Ferrero ist so unfreundlich und so freimütig, in dem Blatt der Kaufleute von Manchester von der „groben Ideologie der Kaufleute“ zu reden, „die von gefälligen Philosophen und zweitklassigen Dichtern bedient wird“. Die Seele dieser gefügigen Instrumente der quantitativen Zivilisation wird niemand retten wollen. Die Kaufleute selber aber werden nicht umhin können, das Bevölkerungsargument des Ökonomen, wenn nicht des Historikers, gründlich durchzudenken. Es ist ihre Ehre, stets die ersten am Platze zu sein. Sie sind Pioniere, und sie lieben es, nicht gegen den Strom zu schwimmen. Wenn sie nach der ersten Abwehr des russischen Utopismus geglaubt hatten, daß es jetzt nur der gesicherten Rückkehr zu dem „bewährten“ Alten bedürfe, so werden allmählich ihnen die Anzeichen sichtbar, daß in ganz Europa eine Umlagerung der Kräfte und Stoffe sich vollzieht, deren Ergebnis nicht abzusehen ist, deren Richtung aber erkannt werden muß, wenn nicht noch einmal die Zügel den Händen der Lenker entgleiten sollen: „Wer es will, den führt das Geschick; wer es nicht will, den schleift es.“

Viator

Gesamteuropäische Kolonialpolitik

Aus der den ersten Weltwirtschaftskongreß zu Hamburg einleitenden Rede von Professor Mendelssohn-Bartholdy über das internationale Recht bringen wir hier den Schlußteil, der über die europäische Kolonialpolitik in Afrika handelt, dem Wortlaute nach zum Abdruck. *Die Schriftleitung.*

Vor der Tür Europas steht eine Arbeit der Gemeinschaft, auf die es nicht zu warten braucht. Sie klopft an, und wenn wir sie nicht hören, so ist es die Kriegstaubheit, die noch vorherrscht. Es ist die Arbeit gesamteuropäischer Kolonialpolitik. Sie ist heute kleiner in ihrem Umfange, als sie vor dem Kriege für einen Teil Europas war. Um so viel hat uns der Krieg geringer gemacht hier in der alten Welt. Die **Monroedoktrin**, die die europäischen Kolonien in Amerika auf dem Festlande verbot — und wir hätten in den Zeiten unserer Ruhmredigkeit besser getan, uns öfter daran zu erinnern, daß diese Doktrin von den amerikanischen Präsidenten verkündigt worden ist als eine hygienische Maßnahme gegen die Unsittlichkeit der europäischen Politik — die **Monroedoktrin**,

die auch die wenigen alten Europakolonien in Amerika absterben läßt, ist heute von Asien, von Australien als oberstes Staatsgesetz aufgenommen worden, und selbst in Afrika sind Norden und Süden der europäischen Kolonialpolitik für immer entzogen. Der Norden ist in die Mittelmeerpolitik eingereicht, nach mohammedanischer Autonomie strebend, der Süden vereinigt in der Union unter der Herrschaft des Kaps, dem das Jahr 1914 gebracht hat, was es seit 1884 unbeirrbar verlangte: Südwest — das sich morgen Rhodesien angliedern wird und das schon den Grenzstreit mit seinem portugiesischen Nachbarn im Nordosten sucht. Mittelfrika allein ist geblieben, das Mündel europäischer Wirtschaft, an dem sie zeigen mag, ob sie noch mit der Zukunft umzugehen weiß. Es ist ein Land, dessen Naturkräfte heute noch unschätzbar sind, ein Land des Zaubers und der Wildnis und noch zugleich ein großes Behältnis der nüchternsten Dinge für den Tagesbedarf der Landwirtschaft, der Industrie, der Technik; ein Land mit wenig über 70. Mill. schwarzer Eingeborener, ein paar Hunderttausend

Asiaten und eine Handvoll Europäer. Und das schwarze Volk schläft noch den Kinderschlaf, aber es reibt sich die Augen und streckt sich und wird aus der Zucht entwachsen. Mittelfrika bedeutet für die europäischen Staatskanzleien ein ernstes Zeugnis ihrer Unfähigkeit, denn hier an diesem hilflosen Stück Welt hätte sich Weltpolitik zeigen müssen: eine Politik, die, da sie den Raum überspannen will, dartun muß, daß sie auch Herrin über die Zeit ist, daß sie sich abwendet von jedem Augenblickserfolg, daß sie sich freimacht in dieser Höhenluft einer großen Aufgabe von den kleinen Stubenmitteln der Diplomatie, daß sie sich verläßt auf die Kräfte der guten Wirtschaft — der Wirtschaft, die nicht Ausbeutung ist, sondern Pflege, die nicht ruhiger Besitz ist, sondern tätige Arbeit, die nicht ist Rüstung für den Krieg, sondern Befestigung des Friedens. Und wir haben alle versagt, wir wollen uns nicht aus-schließen.

Frankreich hat im schwarzen Kontinent den Ersatz für seine Heere gesucht, den ihm die nachlassende Zeugungskraft seines Volkes versagte. Deutschland hat mit ruhigem Nicken zugesehen und hat in dieser französischen Politik wohl gar eine Ablenkung vom Rhein erblickt. Die innere Abneigung, mit der unser größter Staatsmann den herrschenden Problemen der Kolonialpolitik gegenüberstand, die Unentschlossenheit, mit der er gegen seinen Instinkt sich an Südwest in einem kritischen Augenblick festhalten ließ, hat noch lange unheilvoll nachgewirkt. England aber, das durch alte Führerschaft und Erfahrung verpflichtet gewesen wäre, voranzugehen auf dem rechten Wege, hat in den kritischen Jahren des ausgehenden vorigen Jahrhunderts, an jener Schicksalswende der europäischen Politik, seine Führer im Stich gelassen, den alten Chamberlain, Sir Charles Dilke, Cecil Rhodes vor allem, die das Reich neu gründen wollten als eine Wirtschaftsgemeinschaft eines freien Bundes, und die die Freundschaft des gleichen guten Willens für Afrika mit Deutschland suchten.

Und heute? Die Mandatsverfassung des Genfer Völkerbundsstatutes wäre, ernst durchgeführt, der Anfang einer gesamteuropäischen Kolonialpolitik, und sie brauchte nur den Anschluß der Mächte, die dem Völkerbund noch fernstehen, in Europa, um diese Aufgabe in Angriff nehmen zu können. Gewiß, diese Mandatsverfassung entbehrt des Mutes, denn sie will ja nicht gelten für die alten Kolonien der assoziierten und alliierten Mächte in Afrika, sie will nur gelten für die früheren deutschen Besitzungen. Aber lassen wir ihr dennoch das eine Gute, daß sie die Mandatsstaaten zwingt, Farbe zu bekennen. Sie haben das in den Entwürfen zu den Verfassungen der Mandatsgebiete getan. Frankreich hat sich nicht gescheut, in den Mandaten für Kamerun und Togo zu sagen, wie es sich seine Politik, fortgeführt auch nach dem Kriege, denkt. Diese Mandatsentwürfe schließen die Tür, diese Mandatsentwürfe sind ja die öffentlichen Arbeiten französischer Konzessionäre, diese Mandatsentwürfe fordern das Recht der militärischen Ausbildung der Eingeborenen zur Verwendung in Europa. 2½ Mill. Schwarzer ist dieses Los gefallen, 8 Mill. sind in englische Hände gekommen. Ihnen verspricht das Tanganjika-Mandat, wie es das Völkerbundsstatut vorsieht, Fürsorge, Verbot schädlicher Einfuhr, Erziehung. Es will das Mandatsgebiet öffnen für den gleichen Zutritt der völkerbundesangehörigen Staaten, und es gewährleistet den Eingeborenen das Recht, zur Verteidigung nur ihres eigenen Gebietes in Afrika militärisch ausgebildet zu werden und dienen zu müssen.

Diese Mandate werben. Die Eingeborenen merken darauf. Das eine verspricht Anteil am militärischen Ruhm des Schutzstaates, verkörpert in einem Deputierten zur französischen Kammer, das andere verheißt Entwicklung zur Selbständigkeit, in langsamer Erziehung ein heute noch unübersehbares Ziel. Wenn die Wahl so, wie ich es eben getan habe, politisch gestellt wird, dann wird sie zum Verderben fallen. Aber wir dürfen noch hoffen, daß die wirtschaftliche Fragestellung, die nach der Arbeit ruft, in Afrika wie in Europa den Sieg davon trägt, und dann müßte es merkwürdig zugehen, wenn nicht schon das bloße Versprechen des Rechtes, das die Tanganjikaverfassung gibt, ein guter Weg in die Zukunft ist. Denn was dem einen, wenn auch kleinem Gebiet, zugelassen wird, wie sollte das im übrigen Afrika versagt bleiben? Gebt den Indern freien Zutritt, das Recht der Niederlassung, das sie als Bürger des englischen Weltreiches für sich in Anspruch nehmen, und nirgends, selbst in Südafrika, wird man es ihnen auf die Dauer weigern können. Versagt aber den Indern den Zutritt, versagt sogar lieber auch den Europäern, den Weißen den Zutritt, damit alle Fremden gleichmäßig fortgewiesen seien und die Inder sich nicht beschwert fühlen können und fühlen werden, damit das Wort geweckt wird in Afrika: Afrika den Afrikanern. Gebt in dieser einen Kolonie dem Handel offenen Zugang, und in ganz Afrika wird keine Mauer mehr hoch genug sein, keine Zollschranke mehr fest genug sein, um diesem gleichen Recht zu widerstehen. Geht einmal, wie es vor Jahresfrist ein englisches Urteil in Nigerien getan hat, den Eingeborenen das Recht an ihrem Boden, ihr altes Naturrecht, und wie ein Lauffeuer wird das durch den ganzen Kontinent gehen, überall den panafrikanischen Gedanken weckend. Sagt einmal hier in diesem kleinen Gebiet den Eingeborenen, daß der Mann, welcher Dienst tut, nur für den Dienst in der Heimat und nicht als Söldner es tut, und überall wird dieser neue vaterländische Gedanke Wurzel fassen. Laßt für die eine Kolonie gelten, daß der Schutzstaat dazu verpflichtet ist, Rechenschaft zu geben über die Verwaltung des Gebietes und dann wird er selbst zuerst dafür sorgen, daß auch kein anderer Staat sich mehr zu stolz dünke, um auf diese Weise vor der Welt Rede zu stehen. Und laßt so den Tag kommen, an dem im freien Spiel der Kräfte am stärksten der ist, der die tüchtigste Arbeit für die Wirtschaft des Bodens tut, der den besten Kaufmannsweg für seine Erzeugnisse in der Welt weist, der das eindringlichste Verstehen für den Glauben, für die Sitten, für die Sprache, für das Recht der Eingeborenen hat, der ihr bester Freund, der Freund ihres Rechtes ist, dann ist auch der Tag des Deutschen draußen in Afrika wieder gekommen. Denn wir tun der Menschheit wie uns selbst unrecht, wenn wir daran zweifeln, daß sich die sittlichen Kräfte guter Wirtschaft durchsetzen können gegen den obstinaten Willen zur Abschließung, gegen den Ungeist der „Sanktionen“ und daß es auf die Dauer ein politisches Hindernis geben könne gegen den, an den der Ruf zu einer nützlichen Arbeit ergangen ist und der sie redlich leisten will. Politischer Widerstand kann sich durchsetzen gegen die Präntentionen, die Hegemonie der Führer; er ist machtlos gegen den Willen zu einer Arbeitsgemeinschaft gleichen Rechtes.

Prof. Dr. A. Mendelssohn Bartholdy